

Zeitschrift:	Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band:	91 (2011)
Heft:	983
Artikel:	Die letzte Ehre : Vorabdruck aus "Lochhansi oder Wie man böse Buben macht"
Autor:	Bürgi, Jeannot
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-168710

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeannot Bürgi

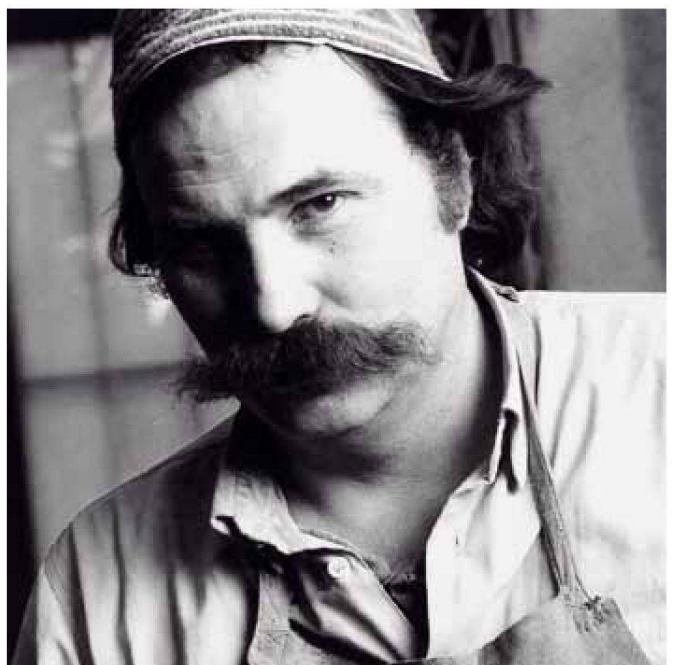
Jeannot Bürgi wurde 1939 in Zürich geboren. Er erhielt eine Bildhauerausbildung an der Kantonalen Kunstgewerbeschule Luzern und ist seither als selbständiger Bildhauer tätig. In seinen Erinnerungen «Lochhansi oder Wie man böse Buben macht» erzählt er über seine Kindheit und Jugend in Kaiserstuhl-Bürglen in der Zentralschweiz. Wir drucken einen Auszug aus dem im April erscheinenden Buch des Limmat Verlags.

Die letzte Ehre

Vorabdruck aus «Lochhansi oder Wie man böse Buben macht»

Es gehöre halt der Tod zum Leben, er sei schliesslich Teil von ihm, meinte mein Vater, nicht daraus wegzudenken, er wohne mit uns Tür an Tür. Er wusste wohl, wovon er sprach, hatte er doch die meisten seiner sechzehn Geschwister durch den Tod bereits verloren. Vom Tod nähren wir uns, behauptete er oft und begründete dies damit, dass die Luft, die wir atmen, schon vor Hunderten von Jahren von unseren Altvordern geatmet worden sei, dass wir das Fleisch und Blut und die Gebeine unserer Ahnen täglich essen und trinken, wenn wir die Früchte unserer Erde verzehren und den Most unserer Apfel- und Birnbäume geniessen. Alles, was die Erde uns gebe, sei erfüllt vom Substrat unserer Verstorbenen, darum seien die Früchte des Feldes und die Nahrung, die uns unsere Tiere liefern, mit Respekt zu behandeln; damit Verschwendug und Schindluder zu treiben, das sei die grösste Sünde. Ich war überzeugt, er glaubte an das, was er da vertrat, und obwohl mir seine Thesen irgendwie unverständlich und abstrus erschienen, wagte ich doch nicht, ihm zu widersprechen. So wurde bei uns denn über Sterben und Tod viel geredet, und bei jedem Rosenkranz, den wir beteten, der Armenseelen gedacht; für meine Mutter waren sie eine Tatsache, oft sogar merkbar gegenwärtig.

Doch wie es im hiesigen Leben vernünftig und geregt zuging, so gab es natürlich auch im Jenseits Reglemente, Hierarchien und Abstufungen. Das äusserte sich schon auf der diesseitigen Vorstufe des Friedhofs. Da gab es die Gräber



der unschuldigen Kinder, versehen mit weissen Holzkreuzen. Kinder wurden auch in kleinen, weissen Särgen bestattet. Meine Mutter behauptete, wenn ein Kind stirbt, kommt es direkt in den Himmel, es wird ein kleines Engelchen, natürlich nur, wenn es auch getauft war. Wenn nicht, dann war das sein grosses Pech, dann kam es in die Vorhölle, eine Art Wartesaal, wo alle die sassan, die wohl gerecht gelebt hatten, doch noch unerlöst auf das Heil warteten. Wie die Figuren aus dem alten Testament, die jüdischen Propheten und Psalmisten. Stand die Himmelstür, die durch den Apostel Petrus, den ersten Papst, bewacht wurde, doch nur getauften Katholiken offen, die völlig sündenfrei und in der Stunde ihres Absterbens im Stande der Gnade waren, wenn sie, versehen mit den Sterbesakramenten, dahinschieden.

So begleitete ich als Ministrant oft unseren Kaplan zu Sterbenden. An einem Morgen im Juni wurde ich mitten aus einer Unterrichtsstunde geholt, da ich, angetan mit Chorrock und Kragen, den Priester begleiten sollte. Ich musste vorausgehen und das Versehglöckchen schwingen, einige Schritte hinter mir folgte der Geistliche, vor seiner Brust in den gefalteten Händen hielt er die Kapsel mit dem geweihten Öl und in einem vergoldeten Döschen, auf weichen Watten ruhend, den süßen Jesus-Gott, Labsal und Wegzehrung für jeden sterbenden Christenmenschen. An diesem Tag sollte es zum alten Tschuggler gehen; der wohnte hinter der Bahnlinie auf dem Kaiserstuhl und war bekannt für seinen Geiz und seine Hartherzigkeit, doch musste er dadurch zu Lebzeiten ein beträchtliches Vermögen zusammengerafft haben. Während wir so dem See entlang dem Kaiserstuhl zutrotteten, entblößten die Männer am Wegrand ihre Häupter, die ganz Frommen blieben stehen und knieten nieder. Die Leute auf den Äckern und die Heuer auf den Wiesen hielten mit ihrer Arbeit inne und falteten die Hände zum Gebet. Hinter den Vorhängen lauerten die Alten neugierig hervor und äugten auf die Strasse hinaus, werweissten, wem es wohl diesmal gelte.

In seiner Kammer erwartete uns der Kranke bereits, wir wurden von seiner Frau an sein Bett geleitet. Die Augen von Angst geweitet, ganz gelb im Gesicht, lag er röchelnd und völlig abgemagert in einem Berg von Daunenkissen in seiner Hälfte des Ehebetts. Die Fenster waren geschlossen, auch die Jalousien waren zu, im Zimmer roch es muffig, nach verschwitzter Leibwäsche, Urin und ungelüfteten Fürzen. Ich bemerkte sofort, dass das Versehltischchen schon hergerichtet war; da stand ein Kruzifix, flankiert von zwei bemalten Gipsengeln und zwei Kerzenständern aus goldfarbenem Metall, daneben in einem Glas mit Öl das Seelenlichtlein, ein Schwimmer mit Docht, das aber erst nach dem Eintreten des Todes entzündet würde. In einem Porzellantellerchen lagen mehrere Watteflocken, die der Priester für die Salbung des Kranken benötigte. Der Raum lag im Halbdunkel, im Zwielicht krochen die Schatten in die Ecken des Zimmers, wo an einer Seite eine grosse Waschkommode stand, überragt von einem protzigen Marmoraufbau, und auf der anderen ein breiter Kleiderschrank, dessen riesiger Spiegel mit einem weissen Laken verhängt war.

Während der Geistliche sich zum Kranken setzte, ihm tröstend zusprach und seine knebeldürren Hände hielt, begab ich mich mit der Tschugglerin in die Küche, wo sich im Dämmerlicht bei geschlossenen Fensterläden eine Menge Fliegen auf einer grossen Platte mit Hammenfleisch tummelten, die auf dem Küchentisch stand, daneben ein Glas mit Essiggurken und ein zur Hälfte aufgeschnittenes Brot. Mir bot sie nichts davon an, mir wurde eine grosse Tasse mit wässrigem Milchkaffee vorgesetzt, worin Nidelfetzchen schwammen. Mich ekelte vor der trüben Brühe, und ich sann über Mittel und Wege, wie ich sie entsorgen könne, ohne die Tschugglerin, die mit am Tisch sass und unbeküm-

mert Schinken und Gurken futterte, zu erzürnen; denn sie war bekannt für ihre Ruppigkeit und ihr böses Mundwerk. Also sass ich auf meinem Hocker, unbeweglich, die Hände zwischen den Oberschenkeln gefaltet und schaute den Fliegen zu, die in der Dämmerung wie irre herumschwirrten, an den Fliegenfängern, wovon mehrere von der Decke hingen, kleben blieben und verzweifelt surrten und strampelten. Durch die Ritzen der Jalousien bemerkte ich das «Regini», die Schwester des Tschugglers, wie sie draussen vor dem Stall das Melkgeschirr auswusch. Das Regini war ein altes Mädchen von fast sechzig, in unserem Dorf besorgte sie die Post, verteilte bei jedem Wetter Briefe, Zeitungen und Pakete bis hinauf in die entlegensten Gütlein. Noch stets trug sie ihre weissen Züpfen, ein weisses Band, das kunstvoll durch das Haar geflochten wurde und das als Teil der Tracht nur von unverheirateten Jungfrauen getragen werden durfte.

Als nun die Tschugglerin aus der Küche lief, goss ich rasch den Milchkaffee in den Ausguss und entwich auf das Rufen des Kaplans in die Kammer, wo der Sterbende inzwischen gebeichtet hatte und nun den Leib des Herrn empfing,

«Wissen Sie, Hochwürden,
ich möchte, dass er es
da drüben gut hat, eine
Jahrzeitstiftung wäre mir das
schon wert.»

wobei ich zu assistieren aufgefordert wurde. Ich musste die Kerzen anzünden, auf die Wechselgebete antworten und das Glöcklein schwingen. Nach der Kommunion folgte direkt die letzte Ölung, das ist die Salbung aller Sinnesorgane mit geweihtem Öl, wobei ich wieder dem Geistlichen zur Hand gehen musste. Nun war der Sterbende mit den Tröstungen der Religion versehen und konnte unbefangen und frei von Sünden vor den Richterstuhl Gottes treten.

Nach dem letzten «Miserere» und «Libera nos Domine» wurde ich hinausgeschickt mit dem Auftrag, vor dem Haus auf den Geistlichen zu warten. Als ich durch die Küche kam, konnte ich es nicht lassen, es piesackte mich ein Teufelein. Ich stibitzte schnell ein paar Scheiben Hammenfleisch und eine fette Gurke und setzte mich dann brav auf die Bank neben der Haustür und schaute den Schwalben zu, die unter dem Scheunendach ihre Brut fütterten. Als dann nach einer Viertelstunde der Kaplan mit der Tschugglerin aus dem Haus trat, hörte ich, wie sie zu ihm sagte: «Wissen Sie, Hochwürden, ich möchte, dass er es da drüben gut hat, eine Jahrzeitstiftung wäre mir das schon wert.» Er saugte sich gut hörbar die Essensreste aus dem Gebiss und meinte, indem er sich die Brotkrumen von der Soutane kloppte: «Sei unbesorgt, meine Tochter und vertrau auf die Barmherzigkeit

des Herrn.» Dann übergab er mir ein in Packpapier gehülltes Paket mit seinem Chorrock und der Stola und trug mir auf, dieses in die Sakristei zu bringen, er habe noch einen Hausbesuch zu absolvieren. Einen Segen murmelnd, verabschiedete er sich von der Tschugglerin und versprach, am nächsten Tag noch einmal vorbeizukommen. Ich aber lief fürbass und tat, wie mir geheissen wurde. An diesem Nachmittag gegen fünf Uhr chlänkte die Totenglocke dreimal; nun wusste ich, dass der alte Geizkragen gestorben war. Das durfte man nicht sagen, sprach man doch von wohlversehenen Toten nur Gutes. Dass ich es dennoch tat, brachte mir von meiner Mutter, mit der ich um diese Zeit auf den Hügeln am Schochnen war, eine Ohrfeige ein.

Es war üblich bei uns im Dorf, einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Er blieb drei Tage und drei Nächte in seinem Haus aufgebahrt. Vielfach geschah dies noch im schönsten Kleid, mit dem kostbarsten Bätti, die Leiche mit Blumen reich geschmückt. In einem andern Raum des Hauses warteten Anverwandte und Hinterbliebene in schwarzer Kleidung auf Kondolenzbesuche. So stellten sich die Trau-

Viel weniger umständlich
wurde aber mit Heiden und
Selbstmördern verfahren.
Diese verscharrte man einfach
nach Einbruch der Dunkelheit
ohne jedes Zeremoniell
ausserhalb der Kirchhofmauer.

ergäste im Hause ein, man sah, wer kam, man betete ein «Fiifi», das sind fünf Vaterunser und Avemarias zu Ehren der fünf Wundmale unseres Herrn Jesu Christi, am Abend meistens einen Psalter (drei Rosenkränze) oder den Armenseelenrosenkranz.

An diesem Abend nach dem Nachtessen wurde ich zum «Spritzen» ins Leidhaus geschickt. Nun lag der Tschuggler mausetot und aufgebahrt im Stübli. Ich bemerkte, dass man ihn schön hergerichtet hatte, rasiert und mit aufgebundenem Kiefer lag er da, und der stets lauernde und misstrauische Ausdruck, der für sein Gesicht typisch war, war verschwunden. Auf einer Truhe und auf einem Tischchen standen üppige Blumensträusse, auch an der Wand hingen einige Gebinde aus Blumen, Stechpalmen und Tannenchriss. Die dicke Luft in der Kammer vermischt sich mit dem süßlichen Duft der Meien und dem Geruch der Bienenwachskerzen, die beidseits der Leiche in hohen Kandelaubern brannten. Vor dem Sarg am Fussende stand auf einem Hocker eine Kupferschale mit Weihwasser und einem Wedel aus Grünzeug zum Besprenken des Aufgebahrten, das

«Spritzen», wie wir das nannten. Am Kopfende rechts vom Sarg sass die Vorbeterin, eine Frau aus dem Nachbardorf, die für ein kleines Entgelt jeweils dieses Amt ausübte. Als ich ankam, standen bereits ein paar Leute im halbdunklen Raum, ich bemerkte auch einige Kinder; man betete den schmerzreichen Rosenkranz, zuletzt fünfmal das «Ehre sei dem Vater» und «Herr, gib ihm die ewige Ruhe...», worauf alle antworteten «...und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, lass ihn ruhen in Frieden. Amen». Nach dem letzten «Spritzen» begab man sich hinaus, wo auf dem Gang kondoliert wurde. Oft wurde bei dieser Gelegenheit ein kleines Geldgeschenk überreicht, auch einige Komplimente. Die wohl schönste Redensart, die ihre Wirkung nie verfehlte, lautete: «Es ist eine schöne Leich, er liegt da, als ob er schlafe, so friedlich ...», was natürlich direkt mit Tränen und Schluchzen quittiert wurde.

Es glaubten die frommen Leute in den Innerschweizer Talschaften, beim Sterben befreie sich die Seele von der Erdenschwere, der körperlichen Hülle und entschwebte – wo hin eigentlich, das konnte mir niemand so genau sagen. Ins Jenseits halt, damit hatte ich mich abzufinden, das musste genügen. So war es denn gang und gäbe, dass es noch in vielen Bauernhäusern ein Seelenfensterchen gab, eine kleine viereckige Öffnung oder Luke, die offenbleiben musste bis zum Siebenten, das ist der siebente Tag nach der Beerdigung. Während dieser Zeit wurde vielfach auch noch für den Verblichenen der Tisch gedeckt und sein Platz am Esstisch freigehalten, oft wurden noch Speisen ins Seelenfensterchen gestellt. Üblich waren Rituale und Zeremonien, um dem Verstorbenen den Abschied vom Diesseits, von seinem «Heimet» und seinem Besitz zu erleichtern. So kam es vor, dass die Sargträger den Sarg mit dem Toten noch einmal um das Haus herumtrugen, oft sogar dreimal. Nach jeder Runde wurde er abgestellt, mit dem Kopf zur Eingangstüre, Zeit wollte man ihm lassen zum Abschiednehmen, jede Eile wäre hier, so der Kanon, fehl am Platze. Auch beim Friedhof angekommen, wurde nochmals angehalten, der Sarg mehrmals im Kreise gedreht, damit der Verstorbene noch einmal sehen konnte, was er zurückliess und wohin er nun ging, sich so gewöhnte an seine neue «Hostatt» und nicht eines Tages als Wiedergänger zurückkehren würde.

Vor dem Friedhofstor wurde dann die Leiche vom Priester ausgesegnet, dies, um die Dämonen zu bannen und abzuschrecken, dass sie zurückblieben und den Toten nicht weiter verfolgten, bedrängten und belästigten. Diese Ruhepausen, das jeweilige Abstellen des Sarges durch die Sargträger wurde «Liichäghirmi» genannt, «ghirmä» heisst ausruhen oder rasten; in solchen Pausen wurde den Trägern ein Glas Schnaps spendiert. So soll es vorgekommen sein, dass die wackeren Männer oft ziemlich unsicherem Tritts dahewankten und den Gottesacker betrat. Dass aber jemals ein Sarg fallen gelassen wurde, ist mir nie zu Ohren gekommen.

Viel weniger umständlich wurde aber mit Heiden und Selbstmördern verfahren. Diese verscharrte man einfach

Ich bin ein Bildhauer.

Eigentlich ein Steinhauer, manchmal ein Holzhauer,
also doch ein Bildhauer.

Ein Bildhauer steht mit seinen Füssen im Dreck und ragt mit
seinem Kopf in die Wolken.

Staubwolken.

Vorher war ich Koch, Fotograf, Student, Lehrer, Kirchen-
orgelentwerfer, Spaghettiabschneider, Bauarbeiter, Ehemann.
Dazwischen noch Vater, Archäologe,
Reisender, Spekulant, dann wieder Vater... inzwischen
-achtmal. So lang, so gut.

Doch meistens bin ich Bildhauer.

Früher wohnte ich in Obwalden, zuhinterst, in Bürglen am
Lungernsee, heute wohne ich in Küschnacht,
am Zürichsee, fast zuvorderst.
Dazwischen in Frankreich, Holland, Welschland,
einmal in Luzern. Da besuchte ich die Kunstgewerbeschule.

Schon früh habe ich erkannt, dass in der Kunstszenen
eigene Regeln gelten, dass Talent, auch grosses

Talent nicht ausreicht. Die Welt braucht kein Talent.
Sie braucht Arbeiter, Herrscher, Sündenböcke,
Soldaten, Diener, Doktoren, Beamte, Dirnen, Angeber,
Makler, Händler und Clowns. Und vor allem
Sportler. Die hätte ich fast vergessen.

Ich sollte ein Clown sein, doch mir fehlte die Traurigkeit.
Ich habe mich verweigert. Da mach ich nicht mit.
Ich baute mir eine Säule und setzte mich hinauf.
Aus luftiger Höhe sieht die Welt ganz anders aus.
Ich grub mir ein Loch und kroch hinein.
Der Unrat der Jahre bedeckte meinen Scheitel.

Ich kam zur Erkenntnis, dass Ruhm, Erfolg und Ehren, wie
die Gesellschaft sie anzubieten hat,
kaum der Mühe wert sind. Ich baute mir einen Panzer und
warf mein Herz hinein, aus Stein baute ich ihn.
Das ist die Lösung.

Nun bin ich froh, dass ich Steine hauen kann.
Die Steine sind schön. Harte und weiche, glatte und rauhe
Körper. Sie sind alt, weise und lebendig. Sie erzählen
mir Geschichten. Ihre Geschichten füllen die Leere
zwischen meiner rechten und meiner linken Hand.
Ich öffne die Steine und schaue hinein. Da drin steht alles.
Es gibt keine Fragen mehr.

Jeannot Bürgi im Juli 1988

nach Einbruch der Dunkelheit ohne jedes Zeremoniell ausserhalb der Kirchhofmauer. «Frühchen» – das sind zu früh geborene Kinder, die tot zur Welt kamen – wurden wenn irgendwie möglich vor dem Verschliessen des Sarges einer Leiche beigelegt. Doch gab es auch die «Unerwünschten»; mein Vater erzählte mir davon, die Kinder, deren Abkunft mit Fluch und Schande behaftet war, Uneheliche oder durch Vergewaltigung entstandene. Oder einfach die, die zuviel wurden, weil es am Tisch schon soviele Esser gab und man sich noch mehr Kinder nicht leisten konnte.

Es muss damals im Haus im Loch ein Thema gewesen sein, so dass sich Vaters Mutter eines Tages aufmachte ins Brüniggebiet über die Berner Grenze zu den Protestantischen hinüber auf den Hasliberg. Vater war damals noch ein kleiner Bub, er durfte seine Mutter begleiten. Auf «Wasserwendi» besuchten sie zusammen eine «Engelmacherin», eine Frau, die nicht nur Schwangerschaften beenden konnte, sondern auch unliebsamen Nachwuchs zu Tode kommen liess. Vater erzählte: «Wir kamen auf ein abgelegenes Heimeli hoch oben am Berg und gingen mit der Engelmacherin zu einem Spycher, der etwas abseits vom Haus am Hang stand. Sie schloss die Tür auf, und wir kamen in einen halbdunklen Raum. An

den Wänden hingen die Kinder, Säuglinge, auf Brettchen gewickelt, am Toggelizapfen und bewegten sich noch, einige wimmerten, andere waren bereits völlig entkräftet. Allen stak ein Schnuller im Mund, wie man sie damals selbst herstellte, ein Vierkant-Brettchen mit Loch, ein «Gaseli» (Leinentüchlein) mit süßem Haferschleim, die Enden des Stoffes wurden durchs Loch gezogen und verknotet, so entstand ein kleines Säcklein, das wurde dem Säugling in den Mund gestopft. Nun erklärte uns die Engelmacherin, sie salzte den Schleim, die Säuglinge trockneten so innert kurzer Zeit aus, sie spürten nichts davon und litten keine Schmerzen.»

Das muss so um 1905 herum gewesen sein, Kinder hatten in jener Zeit noch einen anderen Stellenwert als heute. So griff der Tod oft tief ins Leben hinein, war das eine kaum vom anderen zu unterscheiden; gar oft muss der Tod sogar Erlösung gewesen sein. Dass gierige Erben, die das Ableben eines Alten kaum erwarten konnten, wenn dieser nur langsam dahinsiebelte, ein wenig nachhalfen und ihn «vernagelten», soll sogar in unserer Verwandtschaft vorgekommen sein. Das behauptete wenigstens mein Vater und gab noch einen obendrauf, indem er erzählte, er habe den Nagelkopf zwischen den Haaren des Toten beim Einsargen selbst gesehen.